

Ein Fach mit Zukunft? Perspektiven der Germanistik (nicht nur) in Portugal

António Sousa Ribeiro – Universidade de Coimbra

Es war einst eine übliche Sitte, der ich selbst auch gehörig beigepflichtet habe, Vorträge über Fragen der Germanistik mit Hinweisen auf die Krise des Fachs und Überlegungen über die Bedeutung dieser Krise anfangen zu lassen. Inzwischen sind wir, so will mir scheinen, darüber eingeworden, dass die Krise der Germanistik, und es gibt sie doch, eine Krise ist, die in verschiedenen Abwandlungen eigentlich seit den Anfängen des Fachs thematisiert wurde und somit eine Art Dauerzustand darstellt. Insofern die Krise auf die grundsätzliche Selbstreflexivität als besondere Tugend der sogenannten Geisteswissenschaften im allgemeinen verweist, kann sie sich durch und durch produktiv auswirken und es gehört eigentlich ganz wesentlich zu unseren Aufgaben, dafür Sorge zu tragen, dass dies auch geschieht.

Im Rahmen des Krisendiskurses hat die Sorge um das Verlorengelassen des Objekts immer schon eine zentrale Stelle behauptet. Die vielen Turns der letzten Jahrzehnten – Stichworte „Sozialwissenschaften“, „Kulturwissenschaften“, „Kommunikation“, „Medien“, „Kognition“, usw. usf. – ließen diese Sorge besonders akut werden. „Kommt der Literaturwissenschaft ihren Gegenstand abhandeln?“, so lautete die vor 20 Jahren von Wilfried Barner zur Debatte gestellten Frage – die Debatte ist in sukzessiven Jahrgängen des *Schiller-Jahrbuchs* zwischen 1996 und 1999 dokumentiert. „Is Literature Still Central to German Studies?“, so der Titel der Umfrage, die 10 Jahre danach von der Zeitschrift *German Quarterly* eingeleitet wurde. „Verlust der eigenen Mitte“, das war ein Leitmotiv vieler Diskussionen beim Germanistentag in Marburg im September 2007. Am Ende – die Beispiele könnten natürlich multipliziert werden – [am Ende] ist es durchaus verständlich, dass die Frage „braucht die Germanistik eine germanistische Wende?“ gestellt werden konnte – so die bewusst provozierende Herausforderung eines Calls for papers der Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik Anfang 2013.

Wenn der Sachverhalt so dargestellt wird, dass man entweder sich dem eigentlichen „Kern“ der Disziplin wieder zuwenden oder aber von einer Wende zur anderen rastlos eilend die bedenkenlose Auflösung der Disziplin fröhlich betreiben sollte, so ist die Frage offensichtlich falsch gestellt. M.a.W. als schlichte, zwingende Alternative zwischen entgrenzen oder abgrenzen lässt sich die Fragestellung leicht als falsches Dilemma erkennen. In der Form wie sie oft gestellt wird, ist die Frage über den Kern der Disziplin in der Tat eine Frage über Grenzen und Grenzziehungen, welche

voraussetzt, dass es irgendwie „natürliche“ Grenzen gibt, deren Verlauf durch einen klar umrissenen Gegenstand bestimmt wird. Dieser Gegenstand scheint wiederum auf der Hand zu liegen: die Germanistik befasst sich mit der deutschen Sprache und der deutschsprachigen Kultur und Literatur. Bedenkt man aber, dass ein wissenschaftliches Fach sich eben nicht über einen empirischen Gegenstand definiert, sondern über die spezifischen Methoden und Erkenntnismöglichkeiten durch welche sie einen Gegenstand für sich konstruiert, dann kommt das Fragwürdige und Unzureichende einer solchen Eingrenzung schnell ans Licht. Denn es ist eben die Definition des Objekts, die in den letzten Jahrzehnten immer wieder neue Konturen bekommen hat – was gar nicht zu bedeuten hat, dass die Grenzen der Disziplin verschwunden seien, aber sehr wohl, dass sie sich grundlegend verschoben haben. Im Zuge dieser Dynamik hat die Germanistik in ihren produktivsten Ausprägungen ganz entschieden von den dezentrierenden Prozessen profitiert, die eine auf Sprach- und Literaturstudien beschränkte „deutsche Wissenschaft“ in ein zunehmend pluralistisches Fach verwandelt hat, offen für neue Methoden und Gegenstände sowie für einen neuen komparatistischen Untersuchungsrahmen im transnationalen Maßstab.

Edward Said, der wirklich nicht unter dem Verdacht stehen kann, ein verbohrter „Wortklauber“ oder eine „Nachteule“ gewesen zu sein, um an Nietzsches Schimpftiraden gegen die Philologen zu erinnern, [Edward Said] hat einmal die philologische Haltung als eine „detaillierte, geduldige Prüfung und eine lebenslange Achtsamkeit gegenüber der Worten und der Rhetorik des Gebrauchs von Sprache durch Menschen, die eine geschichtliche Existenz haben“ definiert. Ich glaube, dass diese geduldige, lebenslange Prüfung der Worte – inzwischen müsste man sicher ergänzen „und der Bilder“ – auch das Hauptanliegen der Germanistik gültig umschreibt. In diesem Sinne stand der IV. Internationalen Kongresses des portugiesischen Germanistenverbands, der den ausdrücklichen Ehrgeiz hatte, Wege einer Germanistik für das 21. Jahrhundert zu erkunden, unter dem Motto „Philologie nach der Philologie“. Der bewusst provozierende Ausdruck sollte von vornherein klarstellen, in welchem Maße das Programm der Tagung danach ausgerichtet war, die schlichte Dichotomie von Zentrierung oder Dezentrierung des Faches einfach nicht in dieser Form zu akzeptieren, sondern unter Beweis zu bringen, dass Dezentrierung nicht bedeuten muss, dass der Gegenstand der Germanistik verloren geht, sondern umgekehrt die notwendige Voraussetzung dafür bildet, dass dieser Gegenstand sich neu konstituiert und neu definiert und sich dabei zugleich wieder erfindet und wieder findet.

Unter den vielen Wenden der Germanistik ist die transnationale sicher nicht die unbedeutendste gewesen. Nichtsdestoweniger, obwohl die Germanistik sich von ihrem „nationalistischen Geburtstrauma“, um einen Ausdruck von Hans Ulrich Gumbrecht in einem älteren Aufsatz zu gebrauchen (Gumbrecht, 1984: 72), zweifellos längst erholt hat, so hat diese vormals „deutsche Wissenschaft“ sich nicht unbedingt von der Einengung durch die nationale Perspektive befreit – was sich z.B. in dem fortgesetzten unreflektierten Gebrauch des unseligen Wortes „Auslandsgermanistik“ ausdrückt. Und damit komme ich ein bisschen näher an Fragen heran, die mit der aktuellen Lage der Germanistik in Portugal unmittelbar zu tun haben. Weil die Verluste, die uns androhen bzw. die wir inzwischen zu verzeichnen haben, nicht so sehr mit den anfangs kurz angeschnittenen epistemologischen Fragen zusammenhängen – im Gegenteil, diese haben sich, wie ich noch kurz erwähnen werde, m.E. sich positiv ausgewirkt –, sondern mit Fragen oft sehr praktischer Natur zu tun haben. In einem Beitrag zur Lage der französischen Germanistik in der vom DAAD herausgegebenen Dokumentation zum Treffen von Germanisten aus Frankreich und den Benelux-Staaten im Jahre 2011 wird die Sorge ausgedrückt, dass die Germanistik in Frankreich auf eine Aufbesserung der Fremdsprachenkenntnisse von Betriebswirtschaftlern und Juristen herabgestuft werden könnte. Dieser Befund wird, so scheint mir, für die Germanistik in vielen nicht-deutschsprachigen Ländern, obwohl nicht unbedingt in so radikaler Weise, zutreffen. M.a.W. es verstärkt sich unleugbar der Druck in die Richtung, dass die institutionelle Erwartung an den Beitrag der Germanistik an den Hochschulen auf den Bereich der Sprache und der Sprachvermittlung reduziert wird.

Nun, es liegt auf der Hand, dass die Arbeitsbedingungen und die Aufgaben einer nichtmuttersprachlichen Germanistik gegenüber einer muttersprachlichen zum Teil verschieden sein müssen, schon aus dem einfachen Grund, dass Germanistik an nicht-deutschsprachigen Universitäten die Sprachvermittlung in der Tat als eine wesentliche Aufgabe wahrnehmen muss. Wie diese Aufgabe ohne den Anschluss an die Wissenschaft zu verlieren wahrgenommen werden kann, das wird dann naturgemäss zu einer entscheidenden Frage.

Beim Nachdenken über die Stellung der Germanistik im portugiesischen Hochschulsystem fiel mir eine wenig bekannte Episode fast spontan ein: 1947 schrieb Marcelo Caetano, eine der führenden Figuren des portugiesischen faschistischen Regimes, jener spätere Regierungschef, der die demokratische Revolution zum Glück nicht verhindern konnte, an den Diktator Salazar einen Brief, in dem er die gerade getroffene bildungspolitische Entscheidung, Deutsch in Portugal als

Pflichtfach für SchülerInnen, welche ein juristisches Studium anstreben würden, in das Curriculum einzuführen, einer scharfen Kritik unterzieht. Deutsch, das gibt er zu bedenken, sei nicht bloß “eine sehr vertrackte Sprache” [sic, *uma língua muito arveçada*], sondern auch, und das scheint das wesentliche Argument zu sein, es sei auch die Sprache der Besiegten. Die Maßnahme wurde trotz der eindringlichen Mahnung dieses einflussreichen Mannes doch durchgeführt, was dazu verhalf, die Stellung des Deutschen im portugiesischen Schulsystem erheblich und dauerhaft zu festigen. Man sieht aber an diesem Vorfall, wie sehr bildungspolitische Fragen immer auch machtpolitische Fragen sind. In der Tat musste Caetano, selbst ein führender Rechtswissenschaftler, um die Bedeutung des Deutschen für ein juristisches Studium wissen, dies war aber gegenüber der für ihn entscheidenden machtpolitischen Frage anscheinend nebensächlich.

Sie werden mit Recht vielleicht sagen, es handele sich bloß um einen archäologischen Befund, zu verschieden seien die Bedingungen heutzutage in einer globalisierten Welt, wo die Stellung Deutschlands ganz anders als in der unmittelbaren Nachkriegszeit aussieht. Ich wurde aber an diese Episode vor einigen Jahren beim Lesen des Protokolls einer Sitzung des Netzwerks Deutsch erinnert, eines Zusammenschlusses von Personen und Institutionen, der die Lage des Deutschen an den portugiesischen Schulen und Hochschulen regelmäßig beobachtet. Es stand da zu lesen, dass in der betreffenden Sitzung von Seiten der Vertreter der Deutschen Botschaft Sorge darüber ausgesprochen worden war, das damals zu beobachtende anti-deutsche Klima im Lande könne negative Auswirkungen auf die Attraktivität des Deutschlernens haben.

Ich glaube, diese Sorge ist unberechtigt, obwohl es sehr wohl stimmt, dass das Deutschland-Bild im Lande im Zuge der finanziellen Krise aus m.E. ernstzunehmenden Gründen ein sehr zwiespältiges ist. Die negative Dialektik der Krise bringt es aber mit sich, dass viele junge Leute sich mit Gedanken ans Auswandern herumtragen – schließlich wurde ihnen dies von einem Mitglied der glücklicherweise vor etwas über einem Jahr abgesetzten Regierung selbst auf unverzeihlich zynischer Weise nahegelegt –, was zur Attraktivität des Deutschlernens in hohem Maße beiträgt.

Aus diesem – aber sicher auch aus anderen Gründen – konnte seit Jahren schon der drastische Rückgang der germanistischen Studentenzahlen überall im Lande gestoppt werden und Deutsch erfreut sich wieder einer sehr zufriedenstellenden Beliebtheit unter den StudentInnen, die an der Uni sich für eine Studienrichtung innerhalb der Fremdphilologien entscheiden. Die Unterschiede gegenüber früheren Zeiten sind jedoch gravierend, liegt doch der Hauptakzent eben auf das

Sprachenlernen, noch dazu in einem institutionellen Rahmen, welcher in Forschung und Lehre sich gegenüber den Humanwissenschaften zunehmend feindlich gestaltet. Man kann nämlich mit guten Gründen behaupten, dass den Humanwissenschaften in der heutigen globalisierten Welt eine unersetzliche Rolle zukommt – ich werde diesen Gedanken hier nicht weiter entwickeln – diese Nachricht ist aber – nicht nur bei uns in Portugal – nicht bis zu den Universitätsverwaltern und den Bildungs- und Forschungspolitikern durchgedrungen, man sehe sich nur z. B. die europäischen Richtlinien für das „Horizon 2020“ an, die für die „Humanities“ bloß einen höchst randständigen Platz vorsehen.

Die Entwicklung setzte nicht mit der finanziellen Krise an, wurde im Zuge dieser aber noch verstärkt: der utilitaristische Druck und die Verwandlung der Universität in einen dienstleistenden Betrieb macht bei uns wie anderswo riesige Fortschritte. Der Bologna-Prozess wirkte sich hier ausgesprochen negativ aus, insbesondere was die Reduzierung des Bachelor-Studiums – anders als in Spanien – auf bloß drei Jahre betrifft. Da infolge einer verfehlten fortgesetzten Sprachpolitik die meisten StudentInnen keine Gelegenheit hatten Deutsch an der Schule zu lernen, mussten alle Universitäten dazu übergehen, BewerberInnen ohne vorherige Deutschkenntnisse anzunehmen – was noch vor zehn Jahren uns allen sicher als undenkbar und inakzeptabel erschienen wäre. Das bedeutet, dass das Erlernen der Sprache notwendigerweise eine überproportionale Stellung im Studium einnehmen muss. Und das hat eine weitere zusätzliche Folge – da selbst nach intensiven drei Jahren die meisten verständlicherweise nicht auf einem Niveau sind, das ihnen ein wissenschaftlich ausgerichtetes Postgraduiertes Studium gelassen entgegensehen lässt, ist die Nachfrage auf der Ebene des zweiten und dritten Zyklus an sämtlichen Hochschulen verschwindend gering geworden, was die Nachwuchsfrage akut werden lässt.

Nun hatte das Studium der deutschen Sprache – wie auch der übrigen Fremdsprachen – an den Philosophischen Fakultäten von jeher einen etwas zweischneidigen Charakter. Zum einen soll es natürlich die StudentInnen dazu befähigen, sich der Fremdsprache als eines Werkzeugs zu bemächtigen: sie sollen dazu fähig sein, sich in bestimmten pragmatischen Zusammenhängen zu orientieren, einen sozusagen "praktischen" Gebrauch von der Sprache zu machen. Dies klingt z.B. im Ausdruck "angewandte ausländische Sprachen" nach, der an einigen unserer Hochschulen als Studienrichtungsbezeichnung verwendet wird. Zum anderen aber, und dies ist für mich wesentlich, sollen die StudentInnen auch die Selbstreflexivität und Selbstreferentialität von Sprache erkennen lernen, d.h. Sprachvermittlung darf nicht zu einer bloßen Einübung in den instrumentellen

Sprachgebrauch degenerieren. Mit anderen Worten: die Frage – von Karl Kraus verschiedentlich variiert –, ob man die Sprache beherrscht oder von ihr beherrscht wird, muss m.E. beim universitären Sprachstudium immer mitschwingen und in die Reflexion einbezogen werden. Das ist, nebenbei gesagt, in meinen Augen einer der Hauptgründe dafür, dass das Studium der Literatur – gerade als höchstes Beispiel von nicht-instrumentellem Sprachgebrauch – auch in der Sprachausbildung nach wie vor unersetzlich bleibt. Vorausgesetzt, dass das Verhältnis richtig aufgefasst wird: natürlich sind literarische Texte nicht dazu da, um als Übungsmaterial im Sprachunterricht verwendet zu werden, so wie umgekehrt der Zweck des Sprachstudiums sich bei weitem nicht in der Möglichkeit des Zugangs zu literarischen Texten erschöpft. In diesem Sinne darf es eigentlich gleichgültig sein, ob die StudentInnen dann vielleicht einmal SprachlehrerInnen werden – eine Möglichkeit, die übrigens heutzutage und sicher auf einige Jahre hin bei uns in Portugal Ihnen praktisch verwehrt ist – oder eine andere Berufswahl treffen. Wesentlich ist, dass sie beim Erlernen der Sprache die Möglichkeit bekommen, sich in der Fähigkeit zur Orientierung in fremden Sinnzusammenhängen und in komplexen Kommunikationsprozessen intensiv einzuüben. Eigentlich kann gerade in dieser Hinsicht die Krisensituation fruchtbare Perspektiven ermöglichen: z.B. hat der durch den Jobmangel an den Schulen erzwungene faktische Schluss der fast ausschließlichen Orientierung der Hochschulgermanistik auf die Ausbildung von Deutschlehrern die Erkenntnis leichter gemacht, dass eine berufsbezogene Ausrichtung des Studiums oder, wie Jürgen Mittelstraß es einmal genannt hat, „die Flucht in die Anwendung“ (1997, 20) eigentlich in die Sackgasse führt.

Ich bin schon der Meinung, dass das vornehmste Ziel eines Bachelor-Studiums im Bereich der Humanwissenschaften in aller Bescheidenheit an erster Stelle darin besteht, Leute auszubilden, die in einem tiefen Sinne lesen und schreiben können, denen Fremdheit und "Unverständlichkeit" nicht etwas Auszutilgendes, sondern Momente eines produktiven – und friedlichen – Spannungsverhältnisses sind und die in der Lage sind, sich dem Umgang mit Komplexität in vollem Bewusstsein der mitimplizierten theoretischen und methodologischen Bedingungen zu stellen. Natürlich heißt Lesen heute in einer mediengesättigten Welt etwas sehr Verschiedenes von dem, was es vor Jahrzehnten vielleicht noch heißen konnte. Aber gerade in diesem Kontext sind die Tugenden des Nietzscheschen „langsamen Lesens“ offensichtlicher denn je.

Eine mögliche Definition der Diskurskritik als Einübung im langsamen Lesen wäre, frei nach Karl Kraus, dass sie einen Prozess darstellt, in dessen Zuge man Abgründe sehen lernen kann, wo

Gemeinplätze waren. Gerade aus diesem Gedanken heraus ist es denkbar, dass Germanistik sich nicht in eine unmögliche, potentiell selbstmörderische Stellung als Hilfsdisziplin des Fremdsprachunterrichts hineinmanövrieren lässt, sondern ihren eigenständigen wissenschaftlich-kritischen Beitrag offensiv vertritt. M.a.W. der Deutschunterricht an den Hochschulen – auch und gerade für StudentInnen, die aus anderen Fächern kommen – darf nicht isoliert da stehen, sondern als Bestandteil einer wissenschaftlichen Ausbildung angesehen werden, in deren Rahmen der Beitrag der Germanistik als kritisches Bewusstsein von Sprache und von der Komplexität und Differenziertheit des Sprachgebrauchs zentral bleibt.

Damit diese offensive Behauptung ihrer Rolle glaubwürdig sei, muss die Germanistik selbstverständlich nicht nur einen Zugewinn an Attraktivität durch die Bereicherung und Auffächerung ihres Angebots suchen, sondern sie muss ihre Relevanz in der täglichen Praxis von Forschung und Lehre beweisen. Dies gelingt ihr am besten, wenn sie nicht eine Strategie der Isolierung betreibt, sondern die Fähigkeit zum fächerübergreifenden Dialog und zur Artikulierung im jeweils verschiedenen Rahmen der jeweiligen Hochschule beweist. In dieser Hinsicht, bedeutet der Umstand, dass an allen portugiesischen Hochschulen das germanistische Studium immer mit einem anderen Fach kombiniert werden muss, nicht unbedingt einen Nachteil. Dieser Umstand, der auf eine lange Tradition bei uns zurückblicken kann, hat zum Teil pragmatische Gründe: einerseits bietet eine breiter gefächerten Ausbildung im Bereich der Fremdphilologien den StudentInnen bessere Aussichten auf dem Arbeitsmarkt, andererseits konnten die Sprachabteilungen mit vereinten Kräften den Gang durch die Wüste der geringen Studentenzahlen etwas zuversichtlicher antreten. Es gibt aber auch substantielle Gründe, die unter anderem in der Erweiterung der Perspektive und in der zunehmenden Öffnung in die Richtung komparatistischer Fragestellungen und globaler Zusammenhänge liegen. So wird nicht nur der eng nationale Rahmen verlassen, auch die strikt disziplinäre Ausrichtung wird in Frage gestellt; es entsteht ein übergreifender Zusammenhang, in welchem die Einheit und zugleich die grundsätzliche Offenheit der Humanwissenschaften auf einer integrierter Art und Weise verfolgt werden können. Zudem müssen viele KollegInnen Seminare anbieten, die oft über rein germanistische Fragestellungen hinausgehen und auch im Bereich der Forschung sind die meisten in Forschungsinstituten integriert, welche komparatistisch und inter- bzw. transdisziplinär eingerichtet sind. Das bedeutet in der Praxis, das germanistische Wissen und germanistische Forschungsanliegen institutionell in einem Rahmen verfolgt werden, in dem Strategien der Abgrenzung von vornherein fehl am Platz sind.

Wenn ich die zunehmende komparatistische Ausrichtung erwähne, so liegt es nahe, noch auf eine andere Frage hinzuweisen, die Frage der Übersetzung. Diese Frage stellt sich zunächst aus pragmatischen Gründen, welche mit dem zunehmenden Problem der unzureichenden Sprachkenntnissen von StudentInnen, die, wie schon erwähnt, zum Teil unter erleichterten Zulassungsbedingungen in Beziehung auf vorhandene Deutschkenntnisse an die Universität gekommen sind. Unter diesen Bedingungen wird der Zugriff auf verfügbare oder zu bewerkstellende Übersetzungen zunehmend und in viel stärkerem Maße als bisher üblich der Fall sein. D.h. dass die Rolle der Muttersprache im germanistischen Studium noch an Bedeutung gewinnen wird und auch dies muss Gegenstand eingehender Reflexion sein.

Der Zugriff auf Übersetzungen kann als eine bloße Hilfsmaßnahme betrachtet oder wiederum als Chance begriffen werden. Es ist offensichtlich wie in der gegenwärtigen Theoriebildung Übersetzung zu einer zentralen Metapher in der Ordnung des Wissens geworden ist. Dass der Begriff an Komplexität gewonnen hat, ist ein Index seiner Produktivität im transdisziplinären Bereich: als Grenzbegriff und dadurch als Treffpunkt verschiedener Disziplinen entfaltet er sein ganzes epistemologisches Potential und bietet sich als Angelpunkt für die kritische Befragung festgefahrene Positionen an. In dieser Hinsicht bietet sich das breite Feld der Übersetzung als zentraler Ort auch der germanistischen Theorie und Praxis in Lehre und Forschung.

Die Frage über die Zukunft der Germanistik schließt die Frage über die Ordnung des Wissens notwendigerweise mit ein. Eine Reflexion über die Germanistik als Philologie der Zukunft geht von der Voraussetzung aus, dass das Gedächtnis der Texte – der Begriff des Textes im weitesten Sinne aufgefasst – einen grundlegenden Aspekt der Herstellung von Gegenwart als Kennzeichen der Humanwissenschaften bildet. Aus dieser Perspektive handelt es sich um die Analyse oft langwieriger Prozesse, die von der Komplexität einer dichten Gegenwart und der spezifischen räumlichen und zeitlichen Gestaltung ausgehen, die diese Komplexität bedingen. Im globalen Reflexionskontext der Humanwissenschaften artikuliert sich die Germanistik somit als Kritik an der Fixierung in einem leeren Heute als grundlegendem Merkmal der derzeit dominierenden kulturellen Logik und rückt den Textbegriff in den Mittelpunkt – nicht, um eine mythische Zentralität wiederzuerlangen, sondern um diesen Begriff als wesentlichen Knotenpunkt eines Netzes sozialer Bedeutungen zu begreifen, das in einzigartiger Weise auf alle wesentlichen Fragen zur Beziehung zwischen Subjekt, Sprache und Welt verweist.

Wenn man der Auffassung ist, dass die Aufgabe der Geistes- und Sozialwissenschaften an erster Stelle darin liegt, dass sie Gegenwart produzieren, d.h. dass ihre Relevanzkriterien an erster Stelle mit der konkreten Situation des handelnden Menschen in dem Raum und der Zeit, die ihm eigen sind, zu tun haben, und dass sie, diese Wissenschaften, mit einer dichten Semantik von geschichtlichem Geschehen operieren, welche nichts mit einem leeren Begriff von Aktualität gemeinsam hat, dann kann man den Fremdphilologien getrost die Funktion zutrauen, Hauptakteure in dem Prozess der aktiven Produktion eines kosmopolitischen Standpunktes und eines transnationalen Ethos zu sein. Damit beweisen sie zur Genüge jene Relevanz, welche die Kurzsichtigkeit der Tagespolitiker und der Grabträger einer ruinierten Universität ihnen abspricht.

Bibliographie

Mittelstraß, Jürgen. 1997. Geisteswissenschaftliche Qualifikationen. In: Anne Bentfeld / Walter Delaber. (Hrsg.). *Perspektiven der Germanistik. Neueste Ansichten zu einem alten Problem*. Opladen: Westdeutscher Verlag.